

Das Heulen der Wölfe

Im Konflikt um den Churer Oberhirten Vitus Huonder spielen unterschiedliche Akteure eine Rolle **VON KATRIN KRIPS-SCHMIDT**

Die Botschaft aus Rom ist klar: Papst Franziskus hat das altersbedingte Rücktrittsgesuch des Churer Bischofs Vitus Huonder nicht angenommen. Stattdessen entschied er, die Amtszeit des Schweizer Oberhirten um zwei Jahre, bis Ostern 2019, zu verlängern. In einem Brief an die Mitarbeiter seines Bistums schrieb Bischof Huonder: „Der Vertrauensbeweis seitens des Papstes hat mich gerührt und mit großer Dankbarkeit erfüllt.“

In einem Interview mit der „Luzerner Zeitung“ kündigte er an, er wolle wie bisher „in voller Übereinstimmung mit der kirchlichen Lehre und Disziplin“ wirken und, „noch nicht abgeschlossene Arbeiten“ weiter fortführen, wie etwa die „Umsetzung der Beschlüsse der Familiensynode, die sich im apostolischen Schreiben ‚Amoris laetitia‘ wiederfinden“. Die Frage des Journalisten, ob er sich selbst als „Spaltpilz“ sehe, konterte der Bischof mit der Feststellung, dass es immer dieselben zehn bis zwanzig Personen gewesen seien, die sich in der Vergangenheit medienwirksam in der Öffentlichkeit gegen ihn gestellt hätten. Viele der in seinem Bistum lebenden 700 000 Gläubigen kämen indes immer wieder dankbar auf ihn zu und sagten, dass seine Haltung sie in ihrem Glauben stärke.

Denn das ist schließlich auch eine der Aufgaben eines Bischofs – die Verkündigung. Doch in der Schweizer Presselandschaft wird landauf, landab gerade dieses bischöfliche Charakteristikum verzerrt dargestellt und in sein Gegenteil verkehrt. Wer und was also steht hinter den harschen Protesten gegen einen glaubenstreuen Hirten der katholischen Kirche?

Angesichts der unmissverständlich eindeutigen Positionen Huonders zu Themen wie Abtreibung, Umgang der Kirche mit Homosexuellen und „wiederverheirateten“ Geschiedenen ist in Bezug auf seine Person etwa von einem „Schwulenheter“ die Rede, der für eine „überholte“, eine „rückwärtsgewandte“ Kirche stehe. Der Schweizer Dachverband der Schwestern stellte sogar Anzeige gegen den Bischof. Begründung: Eine von Bischof Vitus 2015 auf dem Kongress „Freude am Glauben“ in Fulda gehaltene Rede sei in den Augen des Verbandes „eine öffentliche Aufforderung zu Verbrechen und damit strafbar“. Bei der Debatte um Bischof Huonder geht es allerdings nur vordergründig um eine Personalie. Tatsächlich

steht sie sinnbildlich für eine – zwischen dem Festhalten an ihren ureigenen Prinzipien und deren Preisgabe – tief gesplante Kirche in der Schweiz.

Das Sprachrohr der „progressiven Katholiken“ in der Schweiz, die Medien-Plattform „www.kath.ch“, zeigte sich entsetzt und schockiert über die Amtsverlängerung ihres Oberhirten. Andererseits böten die zwei zusätzlichen Jahre für Bischof Vitus Huonder „vielleicht auch genügend Zeit, den Nuntius in Bern abzulösen!“, kommentierte der Kapuziner Willi Anderau, der Protagonist der nach eigenem Selbstverständnis kirchlichen Regeln ungehorsamen „Pfarrei-Initiative Schweiz“. Angespielt



Für zahlreiche Gläubige ein Leuchtturm: Bischof Vitus Huonder.

Foto: KNA

wird mit der Äußerung auf den in diesen Kreisen ebenfalls als rückschrittlich empfundenen Nuntius in der Schweiz, Erzbischof Thomas Gullickson.

Schon im Vorfeld hatte die Allianz „Es reicht!“ für mediale Aufmerksamkeit in der Schweiz gesorgt. Mit der von ihr initiierten online-Petition „Es reicht – Gemeinsam für einen Neuanfang im Bistum Chur“ warb sie im November 2016 bereits vorab für die Einsetzung eines mehrjährigen Apostolischen Administrators während der Vakanz des Churer Bischofsstuhls. Schließlich, so die Allianz, dürfe „dem zerrissenen Bistum Chur“ kein weiteres Mal ein Bischof aufge-

zwungen werden, der für eine „überholte Kirche stehe, die es in unserem Land nicht mehr geben solle“. Die Allianz ist ein Zusammenschluss von Verbänden und Bewegungen, die sich unter anderem aus dem Protest gegen den Churer Bischof zusammengefügt hatten, als dieser angekündigte, Homosexuelle und „wiederverheirateten“ Geschiedenen anstelle der Kommunion einen Segen zu spenden. Ihr Sprecher ist der suspendierte und verheiratete Priester Erwin Koller.

Weshalb, so fragt man sich, üben die eidgenössischen Laien einen so starken Druck auf ihren Bischof aus – dessen Hirtenstab ja kein modisches Accessoire ist,

sondern Zeichen seiner geistlichen Führungsgewalt. Dazu muss man wissen, dass den Laien in der Kirchenstruktur der Schweiz eine vor allem auch finanzielle Macht durch die historisch bedingte Verteilung der Kirchensteuern erwächst. Von den 1,3 Milliarden Franken Kirchensteuern, die alljährlich eingenommen werden, kommen nur etwa zwei Prozent den Bischöfen zugute. Die restlichen 98 Prozent werden von den so genannten „staatskirchenrechtlichen Körperschaften“ verwaltet, auf die die Schweizer Bischöfe keinen Einfluss haben. In diesen demokratisch organisierten Strukturen nun haben zumeist Laien

das Sagen. Mehrere tausend Jobs sind demzufolge abhängig von einer gewissen „Mehrheitsfähigkeit“ kirchlicher Positionen. Vielen kirchlichen Mitarbeitern geht es deshalb auch darum, dass die Kirche eine „Volkskirche“ bleibt. Probleme ergeben sich dann dort, wo der überlieferte Glaube keine Mehrheiten in der Bevölkerung mehr findet. Dann wächst der Legitimierungsdruck, was auch manche Bischöfe dazu verleitet, Klarheit bei römisch-katholischen Positionen zu vermeiden. Wer als katholischer Vertreter dennoch Klartext redet und sich ernsthaft am Katechismus orientiert, wird isoliert und diszipliniert.

Dass „der Druck des medialen Mainstreams und der dahinterstehenden Kräfte auf Bischof Huonder enorm“ sei, davon ist auch Niklaus Herzog, Jurist und Theologe mit Schwerpunkt Kirchenrecht, überzeugt. Der ehemalige Generalsekretär der Ethikkommission des Kantons Zürich macht als Speerspitze des medialen Desinformationskartells aktuell die „Neue Zürcher Zeitung“ mit deren neuem Kirchenredakteur Simon Hehli, Sohn eines protestantischen Pfarrers, aus. Auch der in Zürich erscheinende „Tagesanzeiger“ buchstabiert „chronisch die ewig gleich-schiefen Denkschablonen“. So werde stets die „Basis“ gegen die konservative Kirchenführung in Stellung gebracht – „ganz so, als ob nicht auch in der Basis ganz unterschiedliche Vorstellungen über das Selbst-beziehungswise Glaubensverständnis der katholischen Kirche herrschen würden“. Doch, so Herzog weiter, NZZ, Tagesanzeiger und Co. „könnten aber ihr destruktives Monopoly nicht durchziehen ohne den tatkräftigen Support wichtiger kirchlicher und staatskirchlicher Exponenten“.

Als Beispiel dafür nannte er unter anderem den Generalvikar für die Urschweiz des Bistums Chur, Martin Kopp, der seine Kritik an seinem Bischof unverblümt ausspricht, wenn er die nächste Bischofswahl gedanklich vorwegnimmt: „Wenn einfach jemand aus dem Lager gewählt wird, das aktuell in Chur den Kurs bestimmt, und es keinen Neuanfang gibt, ist das Bistum tot.“ Wer solche Generalvikare hat, braucht keine Feinde. Aber auch der emeritierte Weihbischof und Jesuit Peter Henrici mischt sich regelmäßig aus seinem Alterssitz im fernen Wallis in die Causa „Nachfolge Bischof Vitus“ ein. Der Druck zur Anpassung des ka-

tholischen Lehramtes an die Standards der Gegenwart führt auch in der Schweiz dazu, sich eine Kirche nach regionalen (kantonalen) Gepflogenheiten zu gestalten, die den gesellschaftlichen Strömungen sowie dem Staat in wesentlichen Fragen nicht ernsthaft widerspricht. Im Kern soll es beispielsweise in punkto Ehe, Abtreibung oder allgemein Sexualmoral keine am Lehramt orientierte Kirche mehr sein, sondern eine Kirche, die sich an den Menschen vor Ort orientiert („Lebensrealität“) und sich von daher auch normativ begründet. Innerhalb der Kirche werden die Ursachen dieser Tendenz – wie eine Säkularisierung und ein protestantisches Kirchenbild – nicht klar benannt. Stattdessen führt man „personalpolitische“ Debatten mit begrifflichen Gegensatzpaaren wie „reaktionär“, „ultra-konservativ“ und „weltfremd“ versus „liberal“, „progressiv“ oder „weltoffen“. In den Medien wird der Kampf dann stellvertretend oftmals gegen die Person eines nicht genehmigen, weil glaubenstreuen Bischofs geführt.

In der Deutschschweiz betrifft diese irreführende Personalisierung besonders den Bischof von Chur, da er den Glauben unverkürzt verkündigt. Nur wenn man genauer auf den jeweiligen Stein des Anstoßes schaut, kann man erkennen, dass es um unerwünschte Glaubensvorgaben geht, wie sie im Katechismus stehen und wie sie der Bischof lediglich vertritt, so etwa in Bezug auf die Unauflöslichkeit der Ehe, die heilige Eucharistie oder den Genderismus.

Bemerkenswert ist, was die konservative, aber doch weltliche, sich keinesfalls als pro-katholisch begreifende „Weltwoche“ zu diesem Konflikt anmerkt. Mit diesem „lavierenden Anbieterballlet“ entferne sich die katholische Kirche immer weiter von ihren Kernlehren, wie sie im Katechismus festgehalten werden: „Das hat zur Folge, dass Gläubige kaum noch vertraut sind mit den römisch-katholischen Positionen. Wer sich aus Überzeugung an den Fundamenten orientiert, gilt als altbacken. Wer dies öffentlich wie Huonder mit Verve tut, wird als militant, rigid und radikal verspottet oder, in seinem Fall, als Bischof ‚mit spitzenbesetzten Roben aus einer anderen Zeit‘ (Tages-Anzeiger), als ‚stählerne Keule im samtenen Futteral‘“, wie es Weltwoche-Redakteur Urs Gehriger pointiert formuliert.

Ein Wechselspiel von Nähe und Distanz

Der 15. Augustinus-Studententag in Würzburg widmet sich der Fragen, inwieweit Augustinus Martin Luthers Denken prägte **VON CLEMENS SCHLIP**

Würzburg (DT) Der heilige Augustinus hat als Zentralgestalt der westlichen Zivilisation zahlreiche Denker beeinflusst oder zur Auseinandersetzung gereizt. Zu ihnen gehörte in besonderer Weise auch Martin Luther. Schließlich begann der Reformator seine geistliche Laufbahn als Mitglied des Ordens der Augustinereremiten, dessen Habit er erst 1524 ablegte – also einige Jahre nach dem „Thesenanschlag“, dessen 500. Jubiläum heuer landauf, landab begangen wird. Grund genug, sich gerade in diesem Jahr zu fragen, welche Auswirkungen die Beschäftigung mit Augustinus in Luthers eigenem Werk zeigte. Diesem Thema widmete sich der diesjährige 15. Augustinus-Studententag des Würzburger „Zentrums für Augustinus-Forschung“ unter dem Motto „Augustinus und Luther. Zur Verwandtschaft zweier ‚Kirchenväter‘“. Die durchgängig hervorragend besuchte Veranstaltung fand im Würzburger Burkardushaus statt.

Der evangelische Kirchenhistoriker Markus Wriedt (Frankfurt a.M.) beleuchtete zu Beginn mit einem Vortrag über „Augustinus und seine Bedeutung für die spätmittelalterliche Theologie“ den geistesgeschichtlichen Hintergrund, vor dem man sich Luthers Augustinus-Rezeption zu denken hat. In der spätmittelalterlichen Theologie wurde Augustinus als „Siegel der Orthodoxie“ bezeichnet und galt auch als Lehrer und Bischof für vorbildhaft. Eindringlich stellte Wriedt heraus, dass man zur Rekonstruktion dieser Rezeptionsprozesse nicht unbesehen von den modernen Werkeditionen des Kirchenvaters oder modernem Methodenbewusstsein ausgehen darf.

Augustinisches Gedankengut, das mittelalterliche Theologen aufgriffen, konnte ihnen nicht nur durch Lektüre des Originals, sondern auch auf anderen Wegen (Zitatensammlungen et cetera) zukommen. Zudem tendierten sie dazu, die inneren Entwicklungen des augustianischen Denkens zu ignorieren, und sich jeweils nur die Aspekte herauszugreifen, die zu ihrer eigenen Argumentation passten. Wriedt arbeitete heraus, was die spezifischen Merkmale der Augustinus-Rezeption im Orden der Augustinereremiten waren. Ausführlich ging Wriedt auf den Augustinereremiten Johann von Staupitz ein, dessen Theologie einen spiritualistischen Ansatz zeigte und der Luther wohl unter anderem durch seine Hochschätzung der Bibellektüre als existenziell bedeutende Tätigkeit beeinflusste. Wriedt betonte in bewusster Abgrenzung zu Tendenzen, die den Wittenberger als Innovator zeichnen, dass Luther sein reformatorisches Werk aus dem Geist der spätmittelalterlichen Theologie heraus betrieb habe.

Die in Münsterschwarzach tätige katholische Patrologin Gabriele Ziegler beschäftigte sich mit dem Verhältnis Martin Luthers zu den ägyptischen Mönchsvätern, die auch Augustinus schon sehr beeindruckt hatten. Luther zitierte gerne aus der unter dem Titel „Vita Patrum“ überlieferten und im Mittelalter sehr verbreiteten Sammlung von Sprüchen und Episoden aus dem Leben der frühen Mönche. Vom heiligen Antonius sagte er, dieser habe „mehr getan als alle Päpste auf einen Haufen geschmelzt“. Diesem Heiligen widmete er im

Jahr 1522 sogar eine eigene Predigt. Der Reformator erkannte den ägyptischen Mönchen in vielem einen praktischen Vorbildcharakter für das christliche Leben zu. Sehr lobte er ihre Wertschätzung der Heiligen Schrift – in der er sein eigenes sola-scriptura-Prinzip punktuell schon verwirklicht sah –, ihre Demut und ihre Rücksicht auf Schwächere. Mit ihrer Ablehnung des Kriegsdienstes und ihrer von ihm als übertrieben angesehenen Absonderung von der Welt tat er sich dagegen schwer.

Der emeritierte evangelische Kirchenhistoriker Christoph Burger (Amsterdam) widmete sich der „Inanspruchnahme Augustinus durch Luther“ mit besonderem Blick auf die antipelagianischen Schriften des Kirchenvaters, die gegen den als häretisch verurteilten Theologen Pelagius die Bedeutung der göttlichen Gnade im Heilsgeschehen (in Abgrenzung zur von Pelagius betonten menschlichen Entscheidungsfreiheit zum Guten) hervorhoben. Er zeigte, wie Luther über Augustinus besonders zu einem Verständnis der paulinischen Theologie gelangen wollte. Burger legte anhand von Zeugnissen aus Luthers akademischer Lehrtätigkeit dar, wie sich das Verhältnis des Wittenberger Professors zu Augustinus entwickelte. Zu Beginn betonte Luther gerne seine Übereinstimmung mit dem Kirchenvater, besonders im Verständnis des Apostels Paulus. „Unsere Theologie und der heilige Augustinus machen durch Gottes Wirken gute Fortschritte und herrschen an unserer Universität“, bemerkte er gegen-

über einem Briefpartner und zeigte so seine innere Nähe zum Kirchenvater an. In dem Maße, wie sein eigenes Verständnis des Paulus sich veränderte, verlor Augustinus für ihn an Bedeutung.

Dem Spannungsfeld zwischen göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit bei Augustinus und Luther widmete sich Christian Danz, Professor für Systematische Theologie an der evangelischen Fakultät der Universität Wien. Beide Theologen hätten betont, dass die Gnade Gottes den Anfang des Glaubens darstellt, der somit vom Menschen selbst nicht hergestellt werden könne. Unterschiede zwischen den Gnadenlehren Augustinus und Luthers hätten sich aus ihren jeweiligen Gottesbildern ergeben. Augustinus verstand Gott als unveränderliches geistiges Sein, dessen Erkenntnis der Erfahrung der Gnade vorausgesetzt ist, und war von der platonischen Ideenlehre beeinflusst. Luther da-

gegen sei vom spätmittelalterlichen Nominalismus beeinflusst gewesen. Das metaphysische Sein Gottes sei für ihn weniger wichtig gewesen als der soteriologische Gedanke, „dass Gott für ‚mich‘ Gott sein muss“. Zentral war für ihn die Selbsterkenntnis des Menschen als Sünder, die mit dem Urteil Gottes über ihn übereinstimmt. Die Kirche und die Sakramente spielten dagegen nur eine nachgeordnete Rolle.

Der protestantische systematische Theologe Thorsten Dietz (Marburg) stellte die Bedeutung der „Furcht“ bei Augustinus

und Luther vor. Augustinus habe im Verhältnis des Einzelnen zu Gott unterschieden zwischen dem timor servilis (knechtische Furcht) und dem timor filialis (kindliche Furcht). Während die kindliche Furcht von der Liebe zu Gott bestimmt ist, liegt der knechtischen Furcht die Angst vor der Bestrafung durch Gott zugrunde. Die „knechtische Furcht“ habe Augustinus manchmal als schlecht bezeichnet, in anderen Texten aber als insofern nützlich für das Heil, als sie „eine Gewöhnung an die Gerechtigkeit“ mit sich brächte, und sich zu einer guten „kindlichen Furcht“ weiterentwickeln könnte. „An sich gut“ war die knechtische Furcht für Augustinus aber nicht. In der mittelalterlichen Theologie habe sich dann unter Betonung des Entwicklungsgedanken eine Aufwertung der knechtischen Furcht vollzogen. Nun galt auch die Furcht vor der göttlichen Strafe als eine Gabe des Heiligen Geistes, die wurzelhaft in sich schon die kindliche Furcht enthalte. Luther kehrte demgegenüber zunächst zur augustianischen Unterscheidung zwischen guter und schlechter Furcht zurück. In der weiteren Entwicklung seines Denkens ging er über Augustinus dann hinaus, indem er der knechtischen Furcht keinerlei Heilsbedeutung mehr zubilligte. In der berühmten Leipziger Disputation mit dem Katholiken Johannes Eck vollzog Luther schließlich eine scharfe Abgrenzung von Augustinus. Zu den ihm von Eck vorgehaltenen Äußerungen Augustinus, nach denen die Furcht vor Strafe eine Gewöhnung an die Gerechtigkeit bewirken könne, bemerkte Luther, bei der Furcht vor Strafe handle es sich vielmehr um „eine Gewöhnung, zu verzweifeln und Gott zu hassen“.

„Zentral war für ihn die Selbsterkenntnis des Menschen als Sünder“